

das Verhältnis von Einzelfern und Gesellschaft und das Neben- und Gegen-einander von Eigenem und Fremdem. Die alte Frage nach der Position der russischen Gesellschaft in der Moderne und in Europa erhält so neue Anregungen und, ja, Antworten. Das „Plastikwort“ der Identität ist überführt worden in einen konkreteren, wenn auch keinesfalls einfachen Begriff. Die Möglichkeiten, wenn vielleicht nicht Identität, so doch das Leben, das Eigenverständnis, das Wesen, das Selbst von Menschen in der Vergangenheit zu erforschen, sind hier auf fesselnde Weise ausgelotet worden.

Martina Winkler

Gilbert M. Khadiagala/Terence Lyons (eds.), African Foreign Policies. Power and Process, Lynne Rienner Publishers, Boulder/CO, London 2001, 184 S.

Die Staaten des subsaharischen Afrika gelten gemeinhin als Verlierer der Globalisierung. Sie verfügen weder über die Möglichkeiten noch die Instrumente, ihre Interessen international artikulieren oder gar umsetzen zu können. Das akademische Interesse an den Außenpolitiken dieser Staaten ist in der Vergangenheit denn auch sehr begrenzt gewesen. Allein deshalb ist das Bemühen der Herausgeber – *Gilbert M. Khadiagala* von der Johns Hopkins School of Advanced International Studies (SAIS) und *Terry Lyons* von der George Madison University – zu loben. Der anzuzeigende Sammelband basiert auf einer SAIS African Studies Conference. Im Zentrum des Interesses stehen regionale Außenpolitikansätze und Regionalisierung als Subtext der Glo-

balisierung, nicht jedoch ausführliche Würdigungen regionalen Strategien oder deren Reichweite. Eine Mischung aus Landeskennern und Außenpolitikexperten thematisiert vielmehr dominante Trends in den Außenbeziehungen afrikanischer Kernregionen: *Clement Adibe* befaßt sich mit dem anglophonen Westafrika (bzw. dem Kern der westafrikanischen Wirtschaftsgemeinschaft ECOWAS), *Peter J. Schraeder* mit dem frankophonen Westafrika, *René Lemarchand* mit dem Gebiet der Großen Seen, *Ruth Iyob* mit dem Horn von Afrika, *Khadiagala* mit dem südlichen Afrika und *Denis Venter* mit Südafrika. Hinzu kommt *William Reno*, dessen Artikel nach der Außenpolitik „schwacher Staaten“ bzw. staatenloser Regionen fragt. Die Herausgeber haben zur Strukturierung einen Kanon vorgegeben, der das koloniale Erbe und die gemeinsame Kultur, Ideologie und Prinzipien, das Ergebnis neuer Orientierungen und neue Akteure sowie Perspektiven umfaßt. Das Ende des Kalten Krieges und die Neuordnung der internationalen Beziehungen wird durchweg als erhebliche Veränderung der Rahmenbedingungen afrikanischer Außenpolitiken verstanden. Lediglich *Clark* argumentiert, dass sich an den außenpolitischen Prioritäten und Mitteln kaum etwas verändert habe (S. 77). Alle Autoren hegen Zweifel ob der vermeintlich „guten Absichten“ der „internationalen Gemeinschaft“ (S. 90). Idiosynkratische Faktoren – die „neuen Führer“ Afrikas – werden allerdings ebenso gering geschätzt. Zentral seien vielmehr die soziale und historische Dimension von Außenpolitik, also gegenseitige Abhängigkeit und Loyalität (z. B. *Lemarchand*, S. 89). Die Autoren betonen die Relevanz neuer Trends, sei es die Erosion der

internationalen Norm der Nichtintervention, die Verschiebung des außenpolitischen Interesses der Region Zentralafrika zum Gebiet der Großen Seen oder die Relevanz neuer, im Verlauf der so genannten dritten Welle der Demokratisierung ab 1990 entstandener Institutionen. „Zivilgesellschaft“ wird als Herausforderung staatlicher Prärogative diskutiert, die die traditionelle *domaine réserve* des Staatsoberhauptes in Frage stellen. Ein weiteres, regionenübergreifendes Phänomen der 1990er Jahre ist die Transnationalisierung von Gewalt und Gewaltakteuren wie Waffenhändlern, Schmugglern, privaten Sicherheitsfirmen sowie die Verwischung der Grenze zwischen staatlichen und nichtstaatlichen Akteuren (vgl. den Beitrag von *Reno*). Vor diesem Hintergrund faßt *Clark* die veränderten Ausgangsbedingungen des Kontinents zutreffend zusammen, wenn er formuliert: „Whereas the imperative of regime preservation has not changed, the environment for accomplishing this task has become more difficult“ (S. 83). Die Stärken des Sammelbandes liegen denn auch in der Darstellung und Diskussion phänomenologischer Neuerungen in Afrikas internationalen Beziehungen. Schwächen sind hingegen in der theoretischen Durchdringung dieses Wandels auszumachen. So reduzieren die Herausgeber den Kernbegriff des „foreign policy decision-making“ auf „policy outcomes“. Statt sich also der gewaltigen Forschungslücke anzunehmen, die sich hinsichtlich der Frage auf tut, wie denn eigentlich Außenpolitik in Afrika gemacht wird (wer? wie? auf welcher Basis? usw.) und wie sich darüber theoretisieren ließe, bleiben die Beiträge auf die Darstellung der internationalen und regionalen Außenbeziehungen

beschränkt. Auf die entscheidenden Fragen der politikwissenschaftlichen Forschung im Bereich internationale Beziehungen bleiben Antworten dieses klassisch regionalwissenschaftlichen Sammelbandes somit aus. Wie genau funktioniert Außenpolitik? Wie stellt sich das Verhältnis zwischen Struktur und Akteur dar? Wie positioniert sich die Regionalwissenschaft also zu den aktuellen epistemologischen Diskursen der Fachdisziplin? Wie wird die zentrale Kategorie des außenpolitischen Interesses letztlich konstituiert?

Dem Band fehlt eine Einbettung in den Forschungsstand sowie ein systematischer Bezug zur Diskussion über die Natur des Staates in Afrika und dessen Bedeutung für die Fähigkeit und Grenzen, Außenpolitik gestalten zu können. Diese Defizite sind keineswegs außergewöhnlich, kennzeichnen sie doch den überwiegenden Teil der regionalwissenschaftlichen Außenpolitikforschung zu Afrika. Dieser ist nach wie vor durch ein zweifaches Defizit ausgezeichnet: Erstens fehlen mit Ausnahme von Nigeria, Südafrika und Ägypten methodisch saubere und empirisch gesättigte Studien, zweitens ist die Diskussion in der Regel durch das Fehlen systematischer Rückbezüge zur „Mutterdisziplin“ gekennzeichnet. Deutlich wird dies z. B. an *Adibes* kurzer und im Kontext unmotivierten, Bemerkung zu Rational Choice-Theorien (S. 16), die den einzigen Bezug zur Fachdiskussion darstellt, und nicht wieder aufgegriffen wird. So teilen die Autoren des Sammelbandes denn auch eine, meist implizite, Verankerung in traditionellen strukturalistischen Theoriediskursen, mit Ausnahme von *Iyob*. Sie bemüht unter Verweis auf Foucault eine diskursanalytische Interpretation, in deren Zentrum

informelle Arrangements stehen, die auf gemeinsamen Symbolen, geteilten historischen Erfahrungen und soziokulturellen Affinitäten basieren (S. 109). So begrüßenswert der Band mit seiner Beschreibung neuer Realitäten also ist, so bedauerndwert ist es, dass er den selbstgewählten Untertitel – *Power & Process* – nicht systematisch in den Kontext aktueller Theoriediskussionen stellt.

Ulf Engel

1900–2000. Cent ans de regard français sur l'Allemagne, hrsg. v. François Genton (= *Cronique allemande. Revue du CERAAC* 9/2001-2002), Grenoble 2002, 322 S.

Die Zeitschrift des Forschungszentrums für Studien über das gegenwärtige Deutschland und Österreich an der Universität Grenoble III wird seit dem Jahr 2000 von *François Genton* geleitet, der die Nachfolge des nach Toulouse gewechselten *Lucien Calvié* angetreten hat. Mit dem hier publizierten Kolloquium wurden gleichzeitig ein institutioneller Einschnitt und eine intellektuelle Kontinuität markiert. Studien, die auf das 20. Jh. konzentriert sind und neben politischen vor allem ideengeschichtliche Beziehungen zwischen Frankreich und dem deutschsprachigen Raum ins Auge fassen, bilden den Schwerpunkt des Periodikums.

Mit Aufsätzen zu „Jaurès und Deutschland“ (*Madeleine Reberioix*) oder zur „Rezeption Nietzsches in Frankreich“ (*Jacques Le Rider*) wird der Band eingeleitet. Es handelt sich um Themen, die im letzten Jahrzehnt oder sogar schon früher den guten Ruf einer umsichtigen text- und kontext-

rekonstruierenden französischen Germanistik bestätigt haben. Daneben treten Gegenstände, die in allerletzter Zeit in den Mittelpunkt des Interesses getreten sind, wie der reichlich verzögert wissenschaftlich wahrgenommene Historikerstreit der achtziger Jahre in der Bundesrepublik.

Auf eine ganz andere Weise bestätigt auch Gilbert Badias Bilanz des französischen Umgangs mit dem „anderen Deutschland“ seit dem Zweiten Weltkrieg einen Umbruch: Deutschland hat sich 1989 nachhaltig verändert und zwingt zur Neuorientierung auch das Blickes aus Westen auf das vereinigte Land. Während die einen angesichts dieser Herausforderung auf konventionellen Perspektiven zu beharren scheinen, beschreiben andere den Orientierungsbedarf nach dem Wegfall von Koordinaten einer definitiv zu Ende gegangenen Nachkriegsära und auf dem Weg in das sich neu konstruierende Europa. Aus dieser Spannung bezieht der Band seinen Reiz als seismographische Anzeige für langsame Verschiebungen.

Worin die Aufgaben einer französischen Germanistik in dieser neuen Epoche bestünden, erfährt man jedoch vorläufig noch nicht mit der wünschenswerten Genauigkeit. Das Themenheft dokumentiert eher eine flächendeckende Zuständigkeit der Germanistik für die Beobachtung deutscher Kultur über das vergangene Jahrhundert als den Anspruch, Prioritäten zu diskutieren. Eingespielte Kooperationen werden weiter verfolgt, die Hierarchien der für das Deutschlandbild in Frankreich Verantwortlichen ändern sich nur langsam, und neue Themen geraten nur zögerlich auf die Tagesordnung. Erstaunlicherweise erfährt man in diesem Band über einhun-